

Das beschädigte Land

Aufzeichnungen, Berichte, Erzählungen der literarischen Saison '93

Seit je transportierte Literatur die Kunde von großen politischen Ereignissen; zuerst in der Form von Sagen und Mythen, später mehr chronikalisch, berichtend, episch, als Versuch, der Wahrheit auf die Spur zu kommen durch andenkendes Erzählen, durch den kritischen Diskurs. Drei geschichtliche Großereignisse verliehen der deutschsprachigen Literatur in diesem Jahrhundert Stoff und Thema: der Erste Weltkrieg, die Nazizeit mit dem Zweiten Weltkrieg und seine Folgen, die Wiedervereinigung Deutschlands. Sie verlangten und verlangen Bewußtseinsarbeit, die sogenannte „Bewältigung der Vergangenheit“, die das Geschehene und Erlittene weder ungeschehen macht noch den Schmerz beseitigen kann, wohl aber mental und emotional die wahre Geschichte und Ungeschichte zulassen und also persönlich und politisch bewußte Gegenwart zulassen kann.

Mimesis, kritische Abbildung der Wirklichkeit, ist nicht die einzige Aufgabe der Literatur, aber zu Zeiten ihre wichtigste. Jeder einschneidende Vorgang im Leben des einzelnen, der sozialen Gruppen und vor allem der Gesellschaft erfordert Gedächtnisarbeit, Bewußtseinsarbeit, Bedenkzeit. Die Gegenwart des Erlebten mag emotional heftig sein. Eine differenzierte Ansicht, die Beurteilung der Fakten geschieht erst aus zeitlicher Distanz. Die individuelle Psyche läßt Wahrheit, wo sie mit persönlichem Schmerz, gar Lebensminderung verbunden ist, erst allmählich zu. Noch mehr gilt das von der Psyche eines kollektiven Gebildes, zumal eines Staates, der lange Zeit „seine Wahrheit“ produziert hat, eine ideologische und machtbesessene, die Nachrichten, Mitteilungen, Aufdeckungen des Peinlichen, menschlich Unwürdigen mit Gewalt unterdrückt hat.

Durch die Vereinigung mit der Bundesrepublik hat die DDR den Begriff ihrer selbst verloren. Wer kommt sprachlich der damals unterdrückten Wahrheit, der lange verdunkelten Wirklichkeit, den begriffslosen Resten bei? Die alten DDR-Politiker sind sprachlos geworden; die neu zuständigen Politiker geben ihre Statements ab. Schlägt wieder einmal die Stunde der Literatur, dieser Restesammlerin und Restverwerterin? Indem sie hinterlassenen, halb verdeckten und zu Tage liegenden Spuren folgt, Beschädigungen wahrnimmt, Bruchstücke aufhebt, emotionale Vergitterungen aufbricht, arbeitet sie decouvrierend, als Chronistin erinnernd. Indem sie in die Kammern und Keller des Bewußtseins steigt, emotionale Vergitterungen aufbricht, arbeitet sie nicht nur diagnostisch, sondern auch sozial-

therapeutisch und meinungsbildend. Sie leistet jene Spracharbeit, die zugleich Bewußtseinsarbeit ist und Trauerarbeit einschließt. Sie macht Unterdrücktes offenbar. Sie bringt jenes Andenken hervor, das die Verletzungen ausspricht. Sie führt die damals öffentlich nicht zugelassenen Gefühle und heute nur in Statistik geronnene Befindlichkeit in Sprache, in Sätze, in Bilder, hin zu moralischen Erkenntnissen und Urteilen. Erzählend und berichtend gewinnt sie Vorganghaftes. Anschauend und urteilend stellt sie den Kontext von Personen her. Aufgebrochen wird eine falsche, ideologisch verkrampfte, moralisch verlogene Identität. Nachgearbeitet wird literarisch die Diagnose, welche nicht nur in die Wunden sticht, sondern soziale Wahrheit aufdeckt und Gespräche freisetzt. Das biblische Wort: „Die Wahrheit wird euch frei machen“, es gilt uneingeschränkt auch von der literarischen Wahrheitssuche. Alle Gespräche, auch literarische, setzen (im Unterschied zu Verlautbarungen und Statements) einen Kommunikationsprozeß in Gang, der bewußt Lebenden hilft. Die hier vorgestellten Erzählungen und Aufzeichnungen stammen von Autoren, die einst der DDR zugehörten, und von Autoren, die in der geteilten Hauptstadt lebten, leben.

Problem Deutschland – Monika Marons Berichte und Stellungnahmen

Nach dem Erfolg ihrer Romane und der Hochschätzung ihrer moralischen Stellungnahmen hat der S. Fischer-Verlag Monika Marons Aufsätze und Feuilletons zwischen 1988 und 1992 publiziert. Die geborene Berlinerin (1941) wurde bekannt durch ihren Roman „*Flugasche*“ (1981). Weil er anklagend die von der Chemieindustrie zerstörte Region Bitterfeld vorzeigte, durfte er in der DDR nicht erscheinen. Selbst ihre Mutter, eine Funktionärskommunistin, hatte sich wegen des im Westen veröffentlichten Romans von ihr getrennt¹. Da Monika Maron ihre Texte in der DDR nicht veröffentlichen konnte, ging sie 1983 mit einem Westvisum in die Bundesrepublik. Zuletzt rechnete die in Hamburg lebende Autorin in ihrem Roman „*Stille Zeile sechs*“ (1991) mit den stalinistischen Politikern ab. Der Titel nennt eine Ostberliner Prominentenadresse in Niederschönhausen. Ein Altkommunist, zuerst Opfer, dann Täter, Professor ohne Abitur, Spitzel in der Universität, als Person eine Hülse von Mensch, sprachlich und gedanklich „gestützt auf den menschlichen Erfahrungsschatz der Leninschen Partei“, kommt auch als Memoirenschreiber aus dem Schlagwortkatalog der Nomenklatura nicht heraus.

Am Anfang des schmalen Bandes „*Nach Maßgabe meiner Begreifungskraft*“² steht der autobiographische Bericht „Ich war ein antifaschistisches Kind“, am Ende die zornige Stellungnahme gegen jene Landsleute aus der ehemaligen DDR, deren Klagen und immer noch unerwachsene Versorgungserwartung die wirkliche DDR-Geschichte, ihren wirtschaftlichen, moralischen und politischen Zerfall „zu

einem einzigen Opferbrei verfälschen“, die alle Schuld denen zuweisen, die ihnen in wenigen Jahren ein blühendes Land versprochen und statt dessen die „Treuhand“ eingesetzt haben. Ob ihnen der Zerfall ihres Landes nach Art anderer ostsozialistischer Staaten lieber gewesen wäre, fragt die Autorin aggressiv. Hier, in dieser letzten, 1992 geschriebenen Stellungnahme, gerät sie in Rage gegen die Gedankenlosen unter ihren ehemaligen Landsleuten, die sich selbst bemitleiden und anscheinend das dumpfe „Wir“ der Herde vermissen.

Als kommunistisches Kind mußte Monika Maron lernen, „daß die Welt sich nicht in Nationen teilt, sondern in Klassen, und daß das Vaterland aller Proletarier die Sowjetunion ist“. „Ich wuchs auf in einer Welt der Ideologien, Deutschland ist mir allmählich als Problem angetragen worden.“ Als die demonstrierenden Bürger der DDR statt „Wir sind das Volk“ „Wir sind *ein* Volk“ riefen, wurden sie von den Dichtern, vorab Stefan Heym und Heiner Müller, und von jenen Autoren, die den Aufruf „Für unser Land“ unterschrieben, nicht mehr gelobt. Sie riefen sogar den „moralischen Notstand aus, der die DDR ihren ärgsten Feinden, der Deutschen Bank und Daimler-Benz, ausliefern würde“. Auch Intellektuelle im Westen schmolten. Maron spricht von der „Arroganz der Satten“. Den Abgrund „zwischen dem Volk und den Intellektuellen“ sieht sie darin, daß „die einen auf eine schnelle und praktische Verbesserung ihres Lebens drängen“, während „die anderen um den Erhalt ihrer (sozialistischen) Utopie kämpfen“. Bitter notiert sie den „Zwiespalt zwischen Intellektuellen und Volk“ in der deutschen Geschichte. Das Volk will leben, die Intellektuellen suchen eine abstrakte Moral. Befragt, was die DDR einbringen könnte, antwortete Günter Grass „ein langsames Lebenstempo“. Schön wär's, aber nicht nur Wirtschaft und Politik lassen dies nicht zu. Wie viele – wie wenige wären bereit, den Schmerz solcher Veränderung politisch, wirtschaftlich und in den Folgen sehr persönlich auf sich zu nehmen?

Monika Marons Aufsätze und Feuilletons (chronologisch gereiht) lassen sich drei Themenkreisen zuordnen: der DDR-Vergangenheit und -Gegenwart, dem Dissens der Intellektuellen mit ihrem Volk, der Zurücksetzung, ja Unmündigkeit der Frau seit Aufklärungsgedenken. Als sie 1992 den Kleistpreis erhielt, wirft sie – statt einer Hommage – dem genialischen Dichter seinen Männlichkeitswahn vor. „Nach Maßgabe Deiner Begreifungskraft“ schreibt der 23jährige an seine Verlobte Wilhelmine von Zenge. Dieser Nebensatz, mit dem er Wilhelmine beschämt, erscheint Maron „als Inbegriff aller männlichen Anmaßung“. Später, im Aufsatz „über die Aufklärung des Weibes“, spricht Kleist der Frau Mutterschaft und tugendhafte Erziehung des Nachwuchses zu, „uns Männer(n)“ den „Staat“.

Monika Maron analysiert nicht, sie berichtet, sie nimmt Stellung, sie apostrophiert. Sie hält den Herdensätzen, den Intellektuellensätzen, den Männersätzen – Partei ergreifend – ihre weiblichen Erfahrungssätze entgegen. Sie sind angreifbar in ihrem Zorn, nicht angreifbar, wo sie vergangenes und gegenwärtiges Verhalten zeigt.

Der Ausgebürgerte „am Sonnenhang“ – Reiner Kunzes Tagebuch 1992

Auch Reiner Kunze spiegelt die Ereignisse des unruhigen Jahres 1992 in seinem poetischen Bewußtsein. Seit seinem unerbittlichen Dissens mit der Stasi-Welt der ehemaligen DDR, seit 1977 lebt Kunze in der Bundesrepublik. 1982 baute er mit seiner tschechischen Frau, einer Ärztin, ein Haus in Obernzell an der Donau, östlich von Passau. Was 1992 als persönliche Erinnerung begann, weitete sich zu öffentlicher Mitteilung. Natürlich kein intimes, auch kein politisches Tagebuch, wohl aber ein sehr persönliches, das den Menschen Kunze einmal mehr und ausdrücklicher als bisher in seiner persönlichen Stilisierung zeigt³. Es beginnt mit dem Tod des Vaters, eines sächsischen Bergmanns, im Haus am Sonnenhang. Und es endet mit dem Wunsch, „so lange wie möglich in unserem Haus bleiben zu können. ER (d.i. der Tod) wird uns holen.“ Das Haus ist die Mitte. Es versammelt Heimat: ihn aus dem Erzgebirge, sie aus Mähren an den Sonnenhang an der Donau. „Von keiner Wohnung aus sind wir so weit in die Welt aufgebrochen wie von dieser, und nie zuvor hatten wir die Freunde aus so großen Entfernungen zu Gast.“ Die Bewohner sind dankbar, dort angekommen zu sein. Sie stilisieren das Haus, sie hegen die Ordnung im Garten und Waldstück. Sie laden Freunde ein. Nichts, fast nichts sagt Kunze über seine Frau – gegen Schluß das Zeugnis einer Mutter: „San Sie liab zu den Kindern, Sie san so liab!“ Aber der Leser spürt, diese Frau E. ist Seite für Seite unausgesprochen gegenwärtig. Die beiden leben in einem schönen Frieden. Denen ist das Einverständnis – nach ihren Vertreibungen – gelungen.

Die Last der Vergangenheit heißt DDR und Stasi. In „Deckname Lyrik“ (1990) hat Kunze seine Stasi-Bespitzelung dokumentiert. Jetzt prozessiert Hermann Kant, der ehemalige Vorsitzende des Schriftstellerverbands in der DDR, gegen die dort zitierte Behauptung aus den Stasi-Akten, er, Kant, habe im Herbst 1976 die Ansicht geäußert, es sei an der Zeit gewesen, „Kunze aus der DDR auszuweisen“. Das Protokoll zu dieser Aussage stammt von keinem Geringeren als dem Generalsekretär des damaligen Schriftstellerverbands, Gerhard Henninger (der Prozeß ist noch nicht abgeschlossen).

Naturgemäß ist Obernzell nicht der Nabel kultureller Information. Aber das Haus am Sonnenhang wird für seine Bewohner der Nabel der Welt durch die Kommunikation, die durch dieses Haus läuft, durch die Briefe, die ein und ausgehen. An Marcel Reich-Ranicki schreibt Kunze am 8. Juni: „Nichts ist vergessen... Die äußere Einheit Deutschlands führt bei mir zu innerer Zerrissenheit: Ich werde mich zusammennähen.“ Kunze teilt keine untergründigen Ängste über den Zustand der Welt direkt mit, keinen Nachtmahr aus dem Inneren. Politisch sieht er die Gefahren von linken Ideologen und von rechten Starrköpfen. Dem Präsidenten der Westberliner Akademie, Walter Jens, der bei einer eventuellen Wiedervereinigung mit der Ostakademie und ihren Stasi-Informanten den Austritt betroffener Mitglieder West in Kauf nimmt, teilt Reiner Kunze seinen Austritt aus der Akade-

mie mit. Kunze war und ist ein entschiedener Gegner jener Mitglieder der Akademie, die sie „im Sinne der eigenen Ideologie... politisieren und instrumentalisieren“ wollen. Einmal mehr protokolliert Kunze, daß er es ablehnt, „die ästhetischen Kriterien von politischen dominieren zu lassen“. Nein, der Dichter von „eines jeden einziges leben“ (1986) hat sich den fortgesetzten politischen Streit nicht gesucht. Er hat sich seine persönliche Überzeugung weder im Osten noch im Westen nehmen lassen. Er bewundert die persönliche Integrität an befreundeten Dichtern, an Ilse Aichinger, Gertrud Fussenegger, Albert Camus, an dem in der DDR verbliebenen Schriftsteller Horst Drescher. Mit ihm verbindet ihn langjähriger Briefwechsel. Drescher: „Alle die wohllebenden Verehrer des Proletariats, von Kurella über St(efan) H(eym)... waren doch alle ganz leicht lenk- und leitbar.“

Fusseneggers Bekenntnis: „Jeder Mensch ist sich selber kostbar“ (zitiert aus dieser Zschr., 1977) könnte sein eigenes sein. Kunze durchflieht seine Eintragungen mit Gedichten. Er entdeckt einen unbekannten deutsch schreibenden Kroaten, auch den Niederbayer Harald Grill, den der fast nachbarliche Verleger aus Leidenschaft, Toni Pongratz, publiziert hat. Er flicht Gedichtübertragungen aus dem Tschechischen, vor allem von Jan Skácel, in sein Tagebuch. Er zitiert Camus: „Mein Leben ist, was ich daraus gemacht habe...“ „Mit vierzig Jahren klagt man nicht mehr laut über das Böse, man kennt es und kämpft gemäß seiner Schuldigkeit.“ Kunzes Bestreben, Gegenwart zu erfahren, Ordnung zu stiften, dem möglichen „Sinn“ Auge und Ohr zu öffnen, scheint dem Leser auf jeder Seite entgegen. Das Private setzt er nur ein, wo es Stellvertretung gewinnt. Vierzig Jahre fuhr der Großvater als Bergmann in den Schacht: Sechs Tage in der Woche von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang unter Tag. Als er nicht mehr einfahren mußte, sah er zum erstenmal „Sonne auf dem Brot“.

Kunze sammelt, was er aufheben will. Er zählt, etwas privat und altväterlich, wie ich meine, seine Lieblingsbücher und seine Lieblingsmusik auf. Sein Musikkanon beginnt bei Bach und reicht bis Wagner. Der Tagebuchschreiber versammelt sein Bewußtsein. Er gewährt Freunden Einlaß ins Haus und ins Buch. Er stiftet den Lebenden „am Sonnenhang“ ein Denkmal. Eingetreten ins letzte Lebensalter, weiß er, daß er in „my home is my castle“ leben darf. Unter anderen politischen Erfahrungen als Peter Handke spricht der durch Armut, Streit und Fremde geformte Autor sich selbst und seinen Lesern die „friedensstiftende Form“ zu.

Abschied von Westberlin – Bodo Morshäusers Befindlichkeitsprosa „Der weiße Wannsee“

Der in Berlin geborene Bodo Morshäuser hat vor zehn Jahren (1983) die Erzählung „Die Berliner Simulation“ veröffentlicht. Er brachte das Lebensgefühl einer Generation zum Ausdruck, die ihre Hoffnung fahren ließ; Straßenkämpfe und Hausbe-

setzungen in Westberlin, aber kein Ausblick auf Zukunft und eine annehmbare Lebensform bei der jüngeren Generation.

Auch die Erzählung „*Blende*“ (1985) spielt in Berlin. Statt der eher lustvollen Bilder hat der Erzähler bedrohliche aufgeblendet. Die Stadt ist ein Moloch, ein Labyrinth aus Straßen und Häusern, ein Monstrum aus Leibern, die sich bereden, befragen, belauschen, bewachen. Kommunikation ist nur noch simuliert. Die Menschen driften auseinander. Wiederum spiegeln filmisch ablaufende Sätze und Bilder eine passantisch zugleich desinteressierte und suchende Generation⁴.

Der Ich-Erzähler von „*Der weiße Wannsee*“⁵ ist Schriftsteller, an Alter, Ansichten und Lebensgeschichte seinem Autor bedenklich nahe. Von langen Reisen zurückgekehrt, will der Ich-Erzähler „ansässig“ werden in seiner Stadt. Er hat sich verabschiedet von jenem Reise-Entertaining, das auch Flucht war, Flucht vor sich selbst und vor der deutschen Misere, Flucht vor einem Schreiben, das nicht weiterführte, vor allem nicht zu jenem „Eigenen“, das schreibend erkundet, entdeckt, gefaßt werden sollte. Im Sommer 1991 will der Erzähler die Stadt und sich selbst neu sondieren. Politischer und persönlicher Einschnitt fallen zusammen.

Dahingegangen war das „selige Bad Westberlin“. Osteuropäer sind da. Das „Proletariat“ ist da, Bürger aus den Ostteilen der Stadt, wo Buletten, Berliner Schnauze und Originale anders überlebten als im Westen. „Seit der Normalisierung war nichts mehr normal. Seit der Kalte Krieg vorüber war, war der Frieden vorbei.“ Veränderungen beunruhigen. Nicht in einen proletarischen Ostbezirk der Stadt taucht der Erzähler, auch nicht in den flanierenden und kneipenbesetzten Westen, sondern privilegiert und isoliert wohnt er in einer Villa am Wannsee. Das Haus ist weiß; weiß ist der See, der Hund, die Kleidung, die Tischplatte. Weiß ist der Sommer und weiß sind die Blätter auf dem Tisch, die beschrieben werden sollen. Weiß erscheint die Sommeridylle, Abstand markierend, einen Mangel an Farbe, vielleicht ein Stück Nicht-Schuld, die Pflicht zur Färbung durch Schreiben.

Die Stadt- und Selbsterkundung geschieht mit einem Freund und einer Freundin, beide ehemalige DDR-Bewohner. „Nach dem Scherbenhaufen der Zweierversuche wuchs der Wunsch nach Freundschaft. Ich sah da ein Versprechen, Zuneigung ohne Abhängigkeit, Streit als Vorschlag, nicht als Bruch zu nehmen, die Schnüre gegenseitiger Gebote gar nicht erst zu binden.“ Der Freund war einst mit 16 ins Gefängnis gekommen, mit 18 von der Bundesrepublik (das Wort fällt bezeichnenderweise nicht) freigekauft worden. Die Freundin, eine frühere Schulkameradin, irgendwie verheiratet, arbeitet als Regisseurin in Babelsberg mit Theaterleuten. Einige sind verunsichert ob so viel Freiheit, andere fragen kritisch nach.

Mit dem Freund fährt der Erzähler in das Brandenburger Umland. Statt in der Kneipe reden sie auf dem Hochstand, statt Häuser sehen sie Natur. Der Erzähler redet „von Versöhnung und gegen Vergeltung. Der Freund wollte Rache.“ Am Schwielowsee (westlich von Potsdam) legt sich der mit einem Ossi an. Die beiden beleidigen sich heftig, beschimpfen einander als „Penner“ und „Stasi-Hans-Die-

ter“. Jeder verharret auf seiner eigenen Position. Der Weg zur Verständigung ist weit, sogar zwischen den Freunden. Erst wenn der Streit nicht nur Beschimpfung, sondern Gespräch wird, verändert sich etwas. Im Auto spielen sie Glenn Goulds Bach-Interpretationen. Der Musikerfreund hat ein paar Lieder geschrieben.

Mit der Freundin will der Erzähler das Fest, den sexistischen „Rausch“ erleben. In Gesprächen mit ihr erinnert er sein Schulleben als Stotterer, die schwierige Beziehung zu den Eltern. Er sieht sich als „Häftling“, muß dabei (assoziativ eingefahren) KZ erinnern. Die Nazi-Eltern gehören zur Generation der „Täter“ und „Mörder“. „Ihr Frieden war (auch nach 25 Jahren) Nachklang des Massenmords. Seit die Mündungsrohre abkühlten, nannten sie es selber Kalter Krieg.“ Die Kinder dieser Eltern sind „Mißhandelte“, „Opfer“ sogar. „Wir waren für ein weiches Leben. Eines Tages aber begegnete jeder dem Kriegerabkömmling in sich“ – bis in die sadomasochistische Gewalt hinein. Sie hatten die freieren „Vorstellungen“, friedliche sogar. Aber der Weg vom Kopf zu sozialpolitischem Tun war weit. Er bleibt auch in dieser Erzählung außer Sicht. Erzählt wird überwiegend der Aufenthalt in einer Freizeitwelt. Daß Menschen arbeiten müssen, um zu überleben, daß in der DDR das Volk – nicht Studenten noch Intellektuelle aus West oder Ost – die befreiende Initiative ergriffen haben, kommt in Erinnerung und Bericht nicht zur Sprache.

Kein „Rausch“, weder erzählerisch noch erotisch, noch im Bewußtsein. Der „Wannsee“-Text, gattungsmäßig zwischen Erzählung und Roman, wird aus dem Bewußtsein des Ich-Erzählers erzählt. Er ist überwiegend in Szenen mit raschen Schnitten aufgebaut. Wahrnehmung, berichtete Begegnungen und Gespräche, Reflexion und Kommentare gehen ineinander über. Sie entfalten ein Befindlichkeitsporträt der veränderten Stadt, der Freundschaft (mit einer Vorliebe für Dreiecksbeziehungen), vor allem aber des Erzählers. Alle müssen Abschied nehmen und sich neu orientieren. Indirekt ist das verantwortliche Erwachsenwerden der nicht mehr jungen Erzählpersonen gefragt. Werden sie sich endlich aus ihren wehleidigen Verletzungen und auch Verhärtungen befreien (wollen)? „Mit uns wird es keine Einheit geben. Wir sind Kinder der Trennung. Wir sind zu alt“, sagt der Erzähler, den man sich als Mann um die vierzig vorstellen darf.

Kann der Prozeß des Wahrnehmens und Nachdenkens den Prozeß des Umdenkens so in Gang setzen, daß daraus neue Lebensenergie für die persönlich zu gestaltende und politisch mitzugestaltende Zukunft entsteht? So direkt wie der kritische Leser fragt das der Erzähler nicht. Wohl aber stellt er zuletzt die gewichtige Frage: „Die Jungen schlugen sich, die Alten schimpften. Wo war eine ähnliche Energie bei denen mittleren Alters um mich herum?“

Die Kritik an die Adresse betroffener, auch desinteressierter und privilegierter Zuschauer ist nicht zu überhören. Der Roman endet offen. Die Selbstbefragung ist nicht frei von narzißtischen Zügen. Die mit Außen- und Innenperspektive, mit Wahrnehmung, Suchbewegungen und Fragen gekonnt vorgestellten Sommerbilder verbinden persönliche Befindlichkeit mit der politischen.

Abschiedsbrief an den Gefängnisstaat – Wolfgang Hilbig's Erzählungen
„Grünes grünes Grab“

Mit dem Lyrikband „*Abwesenheit*“ hat sich Wolfgang Hilbig 1979 in die bundesdeutsche Öffentlichkeit geschrieben. Die Gedichte, entstanden zwischen 1965 und 1977, konnten in der DDR, wo sie geschrieben wurden, nicht erscheinen. Diese Verse verweigern den verordneten Frieden. Sie mahnen die „Abwesenheit“ von Menschen in dem sich selbst vorzeigenden Staat an. Schon damals Bilder des Todes, der Zerstörung, der Sprachlosigkeit.

nein wir werden nicht vermißt
wir haben stark zerbrochne hände steife nacken –
das ist der stolz der zerstörten und tote dinge
schaun auf uns zu tod gelangweilte dinge – es ist
eine zerstörung wie sie nie gewesen ist

Ein Verletzter, ein hartnäckiger Träumer, ein am öffentlichen und individuellen Ungenügen Leidender, ein von Rimbaud und Kafka geätzter Traumverlorener, ein versprengter Paradiessucher sprach auch aus den nachfolgenden Gedichten und Erzählungen. Wolfgang Hilbig, 1941 in Meuschwitz südlich Leipzig geboren, aufgewachsen in der Bergarbeiterfamilie des Großvaters (der Vater ist in Stalingrad gefallen), arbeitend in wechselnden Berufen, konnte 1985 in die Bundesrepublik reisen, wo er seither (in Edenkoben/Pfalz) wohnt. Immer wieder umkreiste sein Erzählen die verordnete „Nicht-Existenz“, stieg er ein in die „inwendige Hölle“, die ihn zum „Kriechtier der sozialistischen Rassentheorie“ machte. Als Erdarbeiter, Monteur, Hilfsschlosser, Abräumer, Heizer hat er jenes proletarische Unten, jenes Underdog-Dasein kennengelernt, das es im sozialistisch befreiten Staat eigentlich gar nicht geben durfte. Nein, Hilbig entsprach nicht dem Bild eines sozialistischen Arbeiterschriftstellers und konnte deshalb drüben auch nicht publizieren. „Die verwirrung / in worte zu kleiden / hab ich / das schreiende amt / übernommen“, schrieb er 1967 im Gedicht „Bewußtsein“. Die Literaturkritik hat früh seinen unverwechselbaren Ton bemerkt, dieses in die zerstörte Natur und in die verstörte Gesellschaft eindringende Bewußtsein, die surrealistisch und traumhaft eingefärbten Szenen, die die sogenannte Wirklichkeit unterirdisch anfassen und oberirdisch bloßstellen.

„Wortlos“ heißt das erste Wort des neuen Erzählbandes „*Grünes grünes Grab*“⁶. Die vier Erzählungen, angesiedelt um Leipzig und Ostberlin, sind autothematisch, dicht an den Geschehnissvorgängen und dem erlebenden Bewußtsein des Autors als Person.

Die erste Erzählung mit dem ironischen Titel „Fester Grund“ hat Hilbig 1984, kurz vor seiner Ausreise in den Westen, geschrieben. Ein blasser junger Mann irrt nervös auf einem Bahnhof herum. Er hat den Anschlußzug nach Berlin verpaßt. Im Restaurant stößt er nacheinander zwei Biergläser um. Er fühlt sich im Zentrum ei-

ner „Katastrophe“, eingepackt in „Untergangsstimmung“. Grund für sein „Unge-nügen vor jeder Situation“ ist die „Unterlegenheit der Menschenfigur ihrer wahn-witzig funktionstüchtigen Welt gegenüber“. Die Bahnhofshalle erscheint wie ein Schiff. Das Schiff wird in den Untergang gezogen. Die traumhafte Groteske – nicht weit von Kafka, aber ohne dessen metaphysische Grundierung – ist von parabolischer Dichte. Im subjektiven Bewußtsein steckt objektiv die Ahnung des unterge-henden Staatsschiffs DDR. Nicht wissen konnte Hilbig fünf Jahre vor dem Unter-gang der DDR, wie wahr sein Erzählerkommentar werden sollte: „Die Lust aller großen Untergänge war, daß die Rechnungen gegenstandslos wurden.“ Der Über-lebende, der Gläubiger, die Verwandten, die Erben müssen sie bezahlen.

Die zweite Erzählung, „Er, nicht ich“ (1991, 1. Fassung 1981), ist die gewichtigste. Mit einem Brief in der Tasche läuft, fährt und irrt C. durch die Stadt (Ostber-lin). Dunkelheit, „Verwahrlosung“, „Verrottung“, Trauer lagern in Straßen und Häusern, „eingefleischtes Schweigen“ trennt die Menschen. C. will seinen Brief auf die Post bringen. In ihm konzentriert sich sein Bewußtsein, sein Protest, sein Lebenswille. Er ist gerichtet: „An die regierende Verwaltung der Hauptstadt. An die Oberen Ausschüsse der Abteilung für Innere Fragen. An das Gericht.“ Die Situation, die alptraumhaft betroffene Leidensfigur, die Unerreichbarkeit des Adressaten, die Macht des Gerichts sind kafkaesk. Aber die parabolische Erzäh-lung ist angebunden an reale Orte und Vorgänge, nicht zuletzt an die Inhaftierung und den Verkauf von Gefangenen, an den real praktizierten „Menschenhandel“. Hier der grotesk ohnmächtige, blasse Held, bedrückt von alphaften Erinnerungen, provoziert von unerreichbarer Wirklichkeit – dort die nicht faßbare Verwaltung von Zeit und Angst, Gesichtslosigkeit und Sprachlosigkeit. Er kämpft mit Schatten innen und außen, mit „Funktionen“, die nur noch „der Bestätigung ihrer eigenen Existenz“ dienen. „Es waren wirkungslose und nicht mehr zu begründende Funk-tionen, die in der Art altüberkommener, sinnentleerter Etikette weiterhin im Ge-brauch waren; sie waren schon an den Sprachfloskeln zu erkennen, mit denen sie sich ankündigten.“ C. muß in das Zentrum dieser Macht. Ihr „Zentrum war das Gefängnis“, „die Absurdität“. Über und unter dieser Stadt herrscht „die Weltidee, herrschen die Funktonäre, herrschen „Versatzstücke der Weltidee“. „Eine Welt-idee hatte die Gottesidee verdrängt.“

Was hier als Aussage herausgefiltert erscheint, ist in der Erzählung (von 75 Sei-ten) ein odysseehafter, lemurischer, mehrschichtig erinnerter und assoziativ verge-genwärtigter Gang durch die von Totenflecken gezeichnete Stadt. Auch das Kind – Inbild des Nichtwissens –, das nach mißlungenen Versuchen C.s zuletzt den Brief in den Briefkasten werfen soll, verfehlt den Einwurf. In dem dem Leser mitgeteil-ten Brief nennt C. seinen Namen: Cebolla, das ist spanisch die Zwiebel. Zwiebelar-tig ist die zugleich reale und grotesk märchenhafte Geschichte gebaut. Nach Art der schwarzen Romantik spielt sie mit dem Doppelgängermotiv. Er, das ist der Mensch, der funktionieren muß, faßbar ist; ich, das ist das subversive Ich, das flie-

ßende, nicht eindeutige, das sich dem Zugriff entzieht, aber – und das ist die groteske Situation – auch die Funktionärebene nicht antasten und schon gar nicht vor Gericht rufen kann, weil dieses Ich auf der Funktionsebene gar nicht existiert.

In der dritten Erzählung „Grünes grünes Grab“ (1992) fährt C. zur Autorenlesung nach Weimar und schließlich nach Hause, ein Stück weit von der Bezirkshauptstadt L(eipzig). Es sind die Monate der Botschaftsbesetzungen und Montagsdemonstrationen (also 1989). Zu Hause angekommen, hat er den Schlüssel vergessen. C. wandert durch verwahrloste Wohnblocks und verrottete Gartenanlagen hinaus in die Landschaft seiner Kindheit⁷. „Hier leuchtete wieder der tiefe, farblos-helle Himmel über ihm, es war der teilnahmslose Himmel seiner Kindheit.“ „Dieser Fleck war es, dem er verbunden war wie sonst keinem zweiten Ort, ... als sei er hier einst verwurzelt gewesen.“ Es war, es ist die Heimat als „grünes Grab“. Im Versband „Die Versprengung“ (1986) hatte Hilbig geschrieben, „daß ich niemals wiederfände / der kindheit totes gleißen“. Dort steht auch die Bekenntniszeile: „Ich aber trage die fußspur / eines heidnischen zigeuners im mund.“

„Die elfte These über Feuerbach“ (1992) heißt die vierte Erzählung⁸. Es ist die ziemlich direkte Auseinandersetzung mit der alten sozialistischen und von einigen Leuten noch immer nicht aufgegebenen Utopie. W. (wie Wolfgang) ist zu einer Podiumsdiskussion in die Leipziger Universität eingeladen. Im Taxi vorbeifahrend an farbhellen, tempelhaften neuen BP-Tankstellen, unterwegs Richtung M(euselwitz, südlich Leipzig), sieht er wieder die „sprachlose Landschaft“ der Tagebaugebiete. Die ideelle Utopie hatte ihm schon lange Angst eingeflößt. „Hier hatte sie Fuß gefaßt, die Utopie, man sah es der Gegend an und man würde es noch lange sehen.“ Es war jene Utopie, die „den Energiebedarf sichern sollte für den Versuch, die Welt zu verändern“, aber in Wirklichkeit Landschaft, Lebensraum, Welt zerstörte. Einen den Begriff erhellenden und zugleich persönlichen Satz zur Utopie soll der Dichter in Leipzig sagen. Er überlegt seine Argumentation: „Die Utopie in ihrer endlichen Verwirklichung wäre ein Staat ohne Negation ... (im Text) und damit ein Staat ohne Sprache.“ Denn Sprache bedarf der Negation; das bloße Denken der Utopie bedarf der Negation. Die Utopie in ihrem „letzten Ziel“ wäre ein Zustand ohne Verneinung und also auch ohne Sprache. Die falsche Affirmation ist schon von der Idee vorprogrammiert.

Neben Günter de Bruyns „Jubelschreie, Trauergesänge. Deutsche Befindlichkeiten“ (1991) und Monika Marons Prosa (von „Flugasche“, 1981, bis „Stille Zeile sechs“, 1991) gehören Wolfgang Hilbigs Gedichte und Erzählungen zu den eindrucksvollsten Beschreibungen des Gefängnisstaats DDR, seiner menschenverachtenden Funktionäre, der industriell zerstörten Landschaft. Auch wenn Hilbig in „Grünes grünes Grab“ die stringente Klarheit Kafkas in seinen traumhaften Passagen nicht erreicht, sind ihm eindrucksvolle Bilder des Untergangs, der Sprachlosigkeit, der durch Funktionäre verwalteten und eingesperrten Welt gelungen. Wer oder was ist ein Schriftsteller in dieser Zeit? Was wird ihm zugestanden? „Eine Art

Statistenrolle im Repertoiretheater des gesellschaftlichen Überbaus, ... das hinlänglich geduldete Versatzstück zweier verschieden impotenter Leseländer.“ Wir sind mitgemeint. Die literarische Auseinandersetzung ehemals ostdeutscher Schriftsteller mit unserer westdeutschen Welt steht noch aus.

Blickrichtung „anderes Deutschland“ – Ruth Rehmanns Aufzeichnungen

„Wir sind das Volk“, rief die demonstrierende Menge im Sommer '89. Wir sind *ein* Volk, riefen sie im Herbst. „Wir *waren* das Volk“, plakatierte ein Ostberliner am 4. November 1990 auf seinem Rücken. Kürzer kann man die Stimmung, prägnanter ihren Umschlag in der Wendezeit nicht charakterisieren, nicht den Protest gegen das alte Regime, nicht den Willen zur deutschen Einheit, nicht die Enttäuschung nach dem Verlust des Selbstwertgefühls.

Ruth Rehmanns Aufzeichnungen aus Deutschland⁹, vorab beiden Teilen Berlins, beginnen mit den aufregenden politischen Nachrichten von 1989, zuerst aus den Medien, später aus beteiligter Gegenwart. Sie entzündeten sich am Wort „Volk“, das die Demonstrierenden gebrauchten, das Goebbels mißbraucht und die Intellektuellen deswegen über Jahrzehnte tabuisiert hatten. Rehmanns Interesse springt über zu der Frage nach der Rolle der Schriftsteller in der Gesellschaft¹⁰. Im Mai 1990 nahm sie am PEN-Kongreß in Kiel teil. Einer der vor Jahren ausgebürgerten DDR-Autoren sagte: Schluß mit dem Anspruch „Gewissen der Nation“ zu sein. Schluß mit den „Idealen, Ideologien, Utopien, Visionen, Gesinnungen, Hoffnungen“ als Vorgabe für Schreibende, als Kriterium für Geschriebenes. Rehmann erinnert sich in ihren Aufzeichnungen Heinrich Manns, der gesagt hat, „daß Literatur niemals nur Kunst sei“. „Denn sie ist Gewissen – das aus der Welt hervorgehobene und vor sie hingestellte Gewissen“ (H. Mann).

Nach dem Kongreß fuhr Ruth Rehmann nach Berlin, um dort in dem jetzt zugänglichen Archiv des Schriftstellerverbands Ost zu recherchieren über jenen legendären gesamtdeutschen Schriftstellerkongreß 1947 in Berlin, als Ost und West zwar zonal, aber noch nicht national getrennt waren. Die Emigranten aus den USA saßen damals neben denen aus der Sowjetunion, demokratisch gesinnte neben kommunistisch entschlossenen, neben solchen der „inneren Emigration“ (Elisabeth Langgässer, Ricarda Huch u. a.). Auf kommunistischer Seite führten Johannes R. Becher, Anna Seghers, Stefan Hermlin, Erich Weinert das Wort. Wußten sie, daß hinter ihnen schon die Funktionäre der Partei standen und eindeutige Beherrschung des Volkes im Sinn hatten? Diese Diskrepanz zwischen dem Engagement der Schriftsteller und der sich etablierenden Herrschaft der Funktionäre bedenkt die begeisterte Demokratin Rehmann leider nicht. An Elisabeth Langgässer kritisiert sie, daß sie metaphysisch, nicht politisch dachte. Eben dies, den Mangel an „gesellschaftlicher und historischer“ Perspektive, kritisiert Rehmann aus der

Rückschau auch an den Vorlesungen von Karl Jaspers im Wintersemester 1945/46 in Heidelberg. Er habe zu sehr als einzelner zu einzelnen gesprochen. Vom alten, humanistisch-bürgerlichen Identitätsideal her habe er vom „Selbstwerden“ und „Selbstsein“ gesprochen, nicht aber von dem, was in den Jahren davor weder selbst noch human geworden war. Es sei im Grunde die Fortsetzung jener „machtgeschützten Innerlichkeit“ gewesen, die nicht zu demokratischem Bewußtsein und nicht zu politisch zu verantwortendem Handeln anleite.

Die da spricht, recherchiert, nachdenkt, erinnert, kritisiert, Ruth Rehmann (geb. 1922), stammt aus einer rheinischen Pastorenfamilie. Die konservativ erzogene Tochter brach nach dem Krieg aus dem pfarrlichen Elternhaus aus. Sie trat in einem amerikanischen Nightclub in Heidelberg als Chansonette auf, wurde die lebenshungrige Geliebte eines amerikanischen Fotografen. Nach den erregenden Erlebnisjahren als Frau empfing Ruth Rehmann starke Denkanstöße aus der Studentenbewegung der späten 60er Jahre. Ihr Bewußtsein als Frau wurde radikal politisiert. Die am Chiemsee Wohnende schloß sich der Friedensbewegung an. Sie lebte eine Zeitlang in einer Wohngemeinschaft in Kreuzberg. In jenen späten 60er Jahren habe sie angefangen, nachzudenken über die national konservative Gesinnung ihres Pfarrer-Vaters und über ihr Aufwachsen im Dritten Reich¹¹.

Die Frage nach dem verantwortlichen politischen Bewußtsein, diese moralische Beunruhigung, dieser Antrieb, der sie erst spät, als fast schon Fünfzigjährige erreichte, macht die Mitte von Ruth Rehmanns Schreiben aus. Sie meint, daß viele Schriftsteller und Schriftstellerinnen der ehemaligen DDR (Christa Wolf, Brigitte Reimann, Volker Braun, Helga Königsdorf werden genannt) dieser moralischen Verpflichtung entsprochen haben durch ihre „Identifikation mit dem grundsätzlich-richtig erkannten (sozialistischen) Weg“. Daß Erwerbsdenken, Konsumfreiheit und Konsumgenuß das Sinndefizit westlicher Gesellschaft(en) weder wettmachen noch ersetzen kann, davon ist sie überzeugt. Und dieses „Vakuum“ der „unbeantworteten Sinnfrage“ blieb bis heute, nach der Wende, erhalten.

Das andere Deutschland, wo kommt es ins Blickfeld? In welchen Bewegungen, Begegnungen, in welcher Gruppe, welcher Gestalt? Da war erstens jenes gesamtdeutsche Schriftstellertreffen der Fast-Nullstunde '47 in Berlin, als soviel Friedenswille und Hoffnung sich zu Wort meldete, dem flügelnden Pegasus hinter der Bühne aber bereits die Kandare angelegt wurde. Da war 21 Jahre später, auf einer anderen Ebene, im politischen Kontext des Kalten Krieges, als der westdeutsche Staat sich durch Notstandsgesetze absichern wollte, die Studentenbewegung der 68er Jahre mit der nachfolgenden Friedensbewegung. Da war wieder 21 Jahre später auf einer nochmals anderen Ebene in einem gänzlich veränderten politischen Kontext der 1989 sich bündelnde Wille „Wir sind das Volk“ im nicht mehr überlebensfähigen Stasi-Staat, diese Kraft der nicht mehr schweigenden Mehrheit zur – ersten deutschen – friedlichen Revolution. Wenige Monate später schlug der unangeschaute Untergrund der Begeisterung durch. Aus der unangemessenen Erwar-

tung war die maßlose Enttäuschung vieler geworden, daß auch diesmal der Eintritt ins Arbeiter-„Paradies“ nicht stattfand. Mehrere Plagenengel verwehrten mit „Abwicklung“, Entlassung, Verlust des Selbstbewußtseins den raschen Zugang. Mit dem unglücklichen „anderen Deutschland“, mit dem Zustrom der Asylanten und der wirtschaftlichen Minderung kamen die „bösen“ Deutschen wieder zum Vorschein, die jungen, Demokratie-unwilligen Neonazis und die desinteressierten alten „Spießer“. Das erwünschte Deutschland trat nicht auf die politische Bühne, die Lemuren des unerwünschten störten den möglichen Frieden.

Ruth Rehmanns Liebe gehört einer schönen, von utopischen Zügen nicht freien Friedensvorstellung, einer mit „Anmut und Würde“. In böser Zeit tauchte sie auf, zusammen mit Warnungen vor den Deutschen, wenn sie vom Hunger getrieben werden. Es sind Briefe deutscher Dichter und Denker, des besten deutschen Bürgertums zwischen 1783 und 1883, herausgegeben 1936, dem Jahr der machtstrotzenden Berliner Olympiade, von dem deutschen Juden Walter Benjamin. „Von Ehre ohne Ruhm / Von Größe ohne Glanz / Von Würde ohne Sold“ lautet der schöne, idealische Vorspruch. Freilich steht auch in diesem Briefband und Jahrhundert – das bedenkt die Autorin nicht – aufgeklärte Menschlichkeit ziemlich getrennt von der garstig politischen (mit seinen ungelösten Aufgaben) und unansehnlich proletarischen. Die Arbeiterklasse, mit der es die spätere Weimarer Republik, Hitlers Emporkommen und Partei, danach die Deutsche Demokratische Republik zu tun hatten, kommt im ganzen Brief und auch im politischen Denken der Autorin auf der Suche nach dem „anderen Deutschland“ nicht in Sicht.

Das „andere Deutschland“, so rein wie Ruth Rehmann 1947, 1968, 1989 seine Spur sehen, seine Flügel rauschen hören möchte, hat es nie gegeben. Merkwürdig, daß die Autorin der Wirklichkeit zwar ansichtig wird in ihren persönlichen Begegnungen, sie aber ausblendet, wenn politische Zusammenhänge und bedachtes Urteil gefragt sind. Kein Wort verliert sie bei ihrer Wertung des guten sozialistischen „Weges“ über den realen Staatssozialismus als Gefängnisstaat, als offenkundiger Umweltzerstörer der extremsten Art, als Funktionärsstaat zur Herstellung von Sprachlosigkeit, zwischenmenschlichem Mißtrauen, perspektivloser Trauer. Was der betroffene Werner Hilbig anklagt, diesen allgemeinen Tötungsvorgang in Natur, Mensch, Gesellschaft, darüber schweigt Ruth Rehmann sich in schönem Friedensabstand aus. Unterschwellig vergleicht sie immer noch die schöne sozialistische Friedensidee mit schlechter kapitalistischer Wirklichkeit, das ungut Wirkliche mit dem begeistert Ideellen. Der exemplarische sozialistische Konflikt eines Franz Fühmann, der späte Konflikt des lange FDJ-gläubigen Volker Braun, die Ausbürgerungen kritischer Schriftsteller und Künstler seit den mittleren 70er Jahren auf diesem sozialistischen „Weg“ – die ganz und gar unschöne Wirklichkeit, nicht des „anderen“, sondern *dieses* sozialistischen Deutschland: das alles tritt nicht in ihre schönen blauen Friedensaugen. Diese Diskreditierung jeder menschlichen und sozialen Konkretion des Lebens zieht in ihre Recherche nach der Wirk-

lichkeit nicht ein. Freilich, der Titel heißt „Unterwegs in fremden Träumen“, nicht „unterwegs in Sachen deutscher Wirklichkeit“. Der von Rehmann als „grundsätzlich richtig erkannte Weg“ Christa Wolfs wird an keiner Stelle mit deren Konfliktgeschichte in der sozialistischen Gesellschaft verglichen. Da stehen ja, von „Nachdenken über Christa T.“ (1968) bis „Kassandra“ (1983), bedenkliche Sätze über das Nicht-Frau-sein-Dürfen in der sozialistischen Gesellschaft.

Ruth Rehmann war „in den Hoffnungen und Enttäuschungen der anderen Deutschen unterwegs“. Ihr Fazit lautet: „Es wird kälter in Deutschland.“ Die Kälte ist eine alte und auch vage Metapher, seit es die Industriegesellschaft, die anonyme Großstadtgesellschaft, die Fernsehgesellschaft gibt. Sie könnte ebenso für die Sowjetunion oder für Japan gelten. Das „andere Deutschland“, das bessere, hat es wahrscheinlich immer nur in den Köpfen gegeben; das böse Deutschland und Spuren des Bösen leider in Wirklichkeit.

Wenn Ruth Rehmann „unterwegs“ ist „in fremden Träumen“, ist sie natürlich auch unterwegs in eigenen Träumen. Sie übergibt, vor allem den Lesern ihrer Generation, ein nachdenkliches Erinnerungs- und Bekenntnisbuch. Mit großen Friedensaugen sucht sie die Lichtspur in der deutschen Misere, die Leuchtspur in den Verdunkelungen. Hineingewoben in die sprachliche Textur dieser Leucht- und Verdunkelungsstationen ist der eigene Lebensweg. Leider hat sie bei ihrem Fazit über die Vereinigung Brechts bedeutenden Erkenntnissatz von den „Mühen der Ebenen“ nach vollbrachtem Auf- oder Überstieg nicht bedacht. Sie hat noch einmal versucht, ihr persönliches Bewußtsein mit dem politischen, ihre persönliche Lebensgeschichte mit der nationalen Geschichte, Feuerstellen des Leuchtenden Pfades mit eigenen Lebensfunken zu verknüpfen. Sehr interessant, wo sie von Begegnungen berichtet, wenig reflektiert, wenn es um größere Zusammenhänge ginge, schwach, wo es zur Analyse ansetzt, ziemlich emotional im politischen Urteil, nicht immer durchsichtig im Aufbau mit den harten szenischen Schnitten. Dennoch ein interessantes Buch, ein exemplarischer Bericht vor allem für jene Zeitgenossen, die diese Jahrzehnte selber bewußt miterlebt haben. Eine im Pfarrhaus aufgewachsene Tochter, ausgebrochen aus dem protestantisch christlichen Pferch, machte sich als junge Frau auf den Weg zu weiblicher Erfahrung, zu aufgeklärtem Denken, zu politischer Stellungnahme. Fremde Träume recherchierend, huldigt sie auch als Siebzigjährige eigenen. Ruth Rehmann ist seit Jahrzehnten nicht wegzudenken aus der Literatur politisch bewußter Frauen.

Das beschädigte Land – Klage, Anklage, Schmerzdiagnose, Erinnerung

„Es ist eine Zerstörung, wie sie nie gewesen ist“, schrieb in den 70er Jahren Wolfgang Hilbig, der die Nazizeit nicht erlebt hat und deshalb nicht vergleichen muß. Wohin sind die Hoffnungen der zur Wende Demonstrierenden? Wo sind die Ge-

sprache der Getrennten geblieben? wo die Erinnerungen jener, die sich schnell, mit möglichst geringer Beteiligung, von ihrer Geschichte lösen wollen? von unserer getrennten und von unserer gemeinsamen Geschichte? Alle hier vorgestellten Texte des Jahres sprechen vom beschädigten Land, von beschädigten Menschen, beschädigten Beziehungen. Viele möchten ein ganz neues Haus haben. Aber zu reparieren ist das beschädigte alte. Es ist nicht wegzubaggern. Man muß es anschauen. Anschauen braucht Aufmerken und Geduld. Sage einer Duldenden, sie brauchten Geduld, wenn er selbst wenig beteiligt ist. Die hier vorgestellten Autoren waren und sind alle beteiligt; Maron, Kunze, Hilbig schmerzlich beteiligt.

Für Probleme, die auf realpolitischer Ebene gelöst, für Nöte, die durch wirtschaftliche Produktion überwunden werden müssen, ist die Literatur nicht zuständig. Literatur ist kein Ersatz für ungelöste Probleme und Aufgaben der Wirklichkeit. Wohl aber ist sie zuständig für das, was in den Köpfen vor sich geht, was im Bewußtsein der Menschen eingestanden und noch mehr uneingestanden rumort, was bewußt angeschaut werden und zur Sprache kommen muß. Geschriebenes allein kann nicht leisten, aber mithelfen, daß im Bewußtsein, in der Sprache „zusammenwächst, was zusammengehört“. Literatur, die Konflikte ausspricht, Verletzungen nicht heilt, aber diagnostiziert, die über Beschädigungen, Verluste, uneingelöste Hoffnungen nachdenkt, hilft mit, daß gestörte Beziehungen der Menschen, sozialer Gruppen, geschichtlicher Länder nicht ewig gestört bleiben. Im europäischen Osten, von der einstigen Sowjetunion bis zur DDR, hat man Literatur stets als öffentliche Rede, als Gegenrede und als „Lebenshilfe“ verstanden. Im intellektualisierten Literaturbetrieb Westdeutschlands haben die meisten, die an diesem Betrieb meinungsbildend beteiligt sind, hochmütig, sogar hämisch die Nase gerümpft über das Ansinnen „Lebenshilfe“. Wer sonst soll kommunizierende Spracharbeit treiben, wenn nicht die Literatur? Wer sonst soll das Tatsächliche vorzeigen, wenn nicht die Literatur, die das Beschädigte, das Peinliche, das Unangeschaute und das falsch Angeschaute nicht scheut; eine Literatur, die auch dort, wo sie klagt und anklagt, angetrieben wird von Hoffnung, die auch, wo sie Verfestigungen anzeigt, den Dialog will.

Natürlich sind die hier vorgestellten Prosatexte nicht ausschließlich auf einen thematischen Nenner zu bringen. Jeder Text enthält die Individualität des Schreibenden, die Perspektive des Erzählenden, das Interesse seines Autors, den sprachlichen Rhythmus des Verfassers. Sucht man aber das Gemeinsame, das den einzelnen Text durchdringt und übersteigt, so stößt man auf dieses „beschädigte Land“, in dem die Schreibenden leben, leiden, hoffen. Nicht mehr die „Wunde Deutschland“, nicht mehr jenes durch kalt kriegerische Blöcke gespaltene Land, das die große Politik als Status quo festhielt, vielmehr deren Schließung, Verheilung, Narbung, um im Bild zu bleiben.

Sensible Leser werden fragen, ob neuere literarische Texte bei soviel Anklage zuwenig Aufmerksamkeit den Leidenden zukommen lassen. Den Leidenden nicht

nur in jenen extremen Unformen als Gefangene und als Ausgebürgerte, in ihrer beruflichen Entwicklung massiv Gehinderte, sondern in jenen unzähligen Formen der Hinderung in ihrem Lebensentwurf, der tiefen Verletzung des Lebenswillens, des Entzugs der Hoffnung. Also nicht nur Decouvrierung des Gestörten und Zerstörten, sondern auch jene „*memoria passionis*“, jenes Gedächtnis des Leidens, das die Leidenden als ziemlich gewöhnlich und täglich am System Beteiligte, als „Opfer“ und als „Opfer und Täter“, Mittäter, Mitläufer getroffen hat. Martin Walser hat vor zwei Jahren einen solchen sensibel an den Verhältnissen in der DDR und schließlich in den Westen abgedrängten Leidenden in seiner Alfred-Dorn-Gestalt (auf realen brieflichen Mitteilungen basierend) vorgestellt¹². Vorerst bleiben literarische Texte über die ehemalige DDR und die politische „Wende“ mehr Tribunal als „*memoria passionis*“, mehr Gerichtsrampe als Passionsbühne, mehr Gerichtstag als Versöhnungsfeier.

Vergleichbar der Situation in den Jahrzehnten nach '45 haben viele Autoren das Öffentliche drängend zu ihrem Thema gemacht. Vielleicht, hoffentlich kommen eines kommenden Jahres die in der ehemaligen DDR extrem Betroffenen und an exponierter Stelle Schreibenden von Volker Braun bis Christa Wolf mit kritisch erinnernden, persönlich erklärenden, das öffentliche Gespräch suchenden Sätzen zu Wort, auf daß wir ihre Geschichte verstehen, unser Interesse bekunden und, uns in der Sprache verstehend, ein Stück weit entgegengehen können.

ANMERKUNGEN

¹ Die Mutter heiratete 1955 den SED-Spitzenfunktionär Karl Maron. Monika Marons Stiefvater wurde DDR-Innenminister, der den Befehl zum Mauerbau unterschrieb. Ihr Großvater, polnischer Jude mit katholischer Frau, war zu Beginn des Jahrhunderts nach Berlin eingewandert und dort Kommunist geworden.

² Monika Maron, *Nach Maßgabe meiner Begreifungskraft*. Artikel und Essays. Frankfurt: S. Fischer 1993. 123 S.

³ Reiner Kunze, *Am Sonnenhang*. Tagebuch eines Jahres. Frankfurt: S. Fischer 1993. 208 S.

⁴ Als passantisches Erzählen bezeichnet man jene Mischung aus handlungsverwickeltem Beteiligtsein, emotionaler Betroffenheit und Zuschauerdistanz.

⁵ Bodo Morshäuser, *Der weiße Wannsee*. Ein Rausch. Frankfurt: Suhrkamp 1993. 192 S.

⁶ Wolfgang Hilbig, *Grünes grünes Gras*. Erzählungen. Frankfurt: S. Fischer 1993. 149 S. Voraus gingen u. a. die Erzählbde. „Der Brief“, „Aufbrüche“, „Die Weiber“, „Alte Abdeckerei“, die Romane „Ich“ und „Eine Übertragung“. Hilbig wurde mit mehreren Preisen bedacht, zuletzt 1989 mit dem Ingeborg-Bachmann-Preis, 1992 dem Berliner Literaturpreis.

⁷ In der Erzählung „Alte Abdeckerei“ (1991) hat Hilbig die Faszination dieser grünen Kindheit beschrieben.

⁸ Es ist der bekannteste Satz des jungen Marx: „Die Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt darauf an, sie zu verändern.“

⁹ Ruth Rehmman, *Unterwegs zu fremden Träumen*. Begegnungen mit dem anderen Deutschland. München: Hanser 1993. 269 S.

¹⁰ Zum Problem politisch engagierter Literatur und „Gesinnungsliteratur“ s. P. K. Kurz über den Streit um Christa Wolf, in dieser Zschr. 211 (1993) 352–356.

¹¹ Ergebnis dieses Nachdenkens waren die autobiographischen Aufzeichnungen „Der Mann auf der Kanzel. Fragen an einen Vater“ (1979).

¹² Martin Walser, *Die Verteidigung der Kindheit* (Frankfurt 1991), dargestellt in P. K. Kurz, *Komm ins Offene*. Essays zur zeitgenössischen Literatur (Frankfurt 1993) 245–254.